

DIE ZEIT – Ein Klassentreffen

Jana Simon

DIE ZEIT

45/2004

Ein Klassentreffen

Sie waren die Klasse »11 eins« an der Carl von Ossietzky-Schule in Berlin-Pankow. 1989 begannen sie mit ihrem Abitur in der DDR und beendeten es im vereinigten Deutschland. Was ist aus den 22 Schülerinnen und Schülern geworden? Ein Wiedersehen nach 15 Jahren

Von Jana Simon

Der erste Schultag, September 1989, meine Klasse ist zum Appell angetreten. Wir stehen ganz still. Die Tür zur Aula öffnet sich, Carsten Krenz, der Sohn von Egon Krenz, und ein paar Jungen aus der Klasse über mir marschieren ein. Sie tragen grünliche Uniformen, schwarze Schnürstiefel, kehren aus einem dieser Wehrlager zurück, die meist in die Sommerferien fielen. Es ist ein schöner Tag, die Sonne spiegelt sich auf dem Parkett des Saales. Klassenfoto 1989Fotos: Frank Rothe für DIE ZEIT

Ein paar hundert Kilometer südlich klettern in diesem Augenblick unsere Landsleute über Botschaftszäune oder laufen über die ungarische Grenze in den Westen. Unser Land liegt im Sterben. In der Aula formiert sich das letzte Kampfaufgebot der DDR, meine älteren Mitschüler. Die Szene hat etwas Unwirkliches, so als habe sich auf allem Staub abgesetzt. Wir, gefroren zu einem letzten Bühnenbild. Es ist dieses Bild, das mir als Erstes in den Sinn kommt, wenn ich an meine Schule denke, die Carl-von-Ossietzky-Schule in Berlin-Pankow.

Keiner aus meiner Klasse sagte etwas, ich glaube, wir haben uns nicht mal bewegt, nur geschaut. Vielleicht wandeln sich Erinnerungen aber auch über die Zeit. Es gab damals manche unter uns, die erschrecken, manchen war es egal und es gab andere, die einen militärischen Aufmarsch am ersten Schultag für gottgegeben hielten. So ist es geblieben. 15 Jahre später können sich nur zwei Mitschüler an diese Szene erinnern. Es ist zu viel passiert.

Als wir an die Schule kamen, war die DDR fast tot. Wir waren 22 Schüler, 16 oder 17 Jahre alt, aus verschiedenen Bezirken, die zum Abitur für die letzten zwei Jahre an die Erweiterte Oberschule (EOS) »delegiert« worden waren. Und wir hatten nur eins gemeinsam: Wir stammten nicht aus der Arbeiterklasse. Warum, das blieb das Geheimnis der Schulrätin, die unsere Klasse zusammengestellt hatte. Die »Mischung« sollte stimmen. Es war, als hätte sie uns für ein soziologisches Experiment vorgesehen und uns nach größtmöglicher Unterschiedlichkeit ausgesucht: Kinder von Funktionären, Oppositionellen, Künstlern, religiös, atheistisch; DDR-gläubig, weniger DDR-gläubig, nicht mehr gläubig.

Den unauffälligen Michael hatten manche als Spitzel in Verdacht

Die »11 eins«, das waren zum Beispiel: Therese, die Einzige von uns, die nicht in der FDJ war; meine Freundin Anna, die Intellektuelle, die für eine andere DDR kämpfte und unsere erste Klassensprecherin wurde. Katrin, die schon ein Kostüm trug. Matthias R., der der kleinen Johannischen Kirche angehörte und seinen Trabi Christel nannte; die stille Elisabeth und der noch stillere Henry, die am Ende der 12. ein Paar waren. Stephan, der ewige Rebell, der einmal die Republikaner wählen wollte. Helmut, der für die deutsche Einheit stritt und den man sich schon damals gut in einem Anzug vorstellen konnte. Der kleine Dirk, ehemaliger DDR-Meister im Turnen; Beate, die jeden Lurch retten wollte. Der unauffällige Michael, den

manche als Spitzel im Verdacht hatten. Corinna, die noch an die DDR glaubte. Und ich, von der die anderen erzählen, dass ich mich schon am ersten Schultag mit dem Satz verabschiedet hätte, ich würde bald in den Westen gehen.

Wir waren die letzte Klasse, die ihr Abitur noch in der DDR begann und in einem anderen Land beendete. Inzwischen lebt eine von uns nicht mehr, drei sind nach Westdeutschland gezogen, eine nach England, eine aufs Land, eine ist nach Warschau zurückgegangen, alle anderen wohnen in Berlin. Nichts ist so geblieben wie damals, als wir uns in der Aula kennen lernten. Wie haben sich meine Mitschüler im neuem Land zurechtgefunden? Kann man an unserem Beispiel etwas über die jungen Ostdeutschen erzählen? Haben wir Gemeinsamkeiten?

Herbst 2004. Ich besuche Michael, der so gerne unauffällig war. Er wohnt in Berlin-Marzahn, Plattenbau. Vor seinem Haus trinken sich ein paar Frauen in knappen Röcken und Männer, die sich kaum noch aufrecht halten können, in den Abend. Aus einem Lautsprecher dringt Musik, krächzende Laute, die Anlage muss sehr alt sein. Luftballons schwingen hin und her. Ich weiß nichts von Michael. Ich habe in zwei Jahren Abiturzeit vielleicht drei Sätze mit ihm gewechselt. Corinna, eine Mitschülerin, die heute Geologin in Oxford ist, sagt: »Michael hättest du vor eine Tapete stellen können, er wäre darin verschwunden.« Es stimmt. Michael war verdächtig unauffällig.

Dirk turnte bei Dynamo und bekam verschiedenfarbige Pillen

Michael sieht aus wie früher, kurze blonde Haare zur Seite gekämmt, dasselbe, ein wenig spöttische Grinsen, bei dem er die Mundwinkel nach unten zieht. Seine Wohnung wirkt karg, ein paar amerikanische Oldtimermodelle stehen hinter Glas, hellblaue Auslegware, eine wuchtige Couch füllt das Wohnzimmer. Michael lässt sich gerade von seiner russischen Frau scheiden. Auf dem Küchentisch liegt die Einladung zu einer Party: »Festakt anlässlich des 55. Jahrestages der DDR« steht darauf. Eine Feier 15 Jahre nach dem Untergang der DDR bei Michaels Eltern. Es dürfen nur DDR-Produkte mitgebracht werden: Brot, aus Kathi-Mehl gebacken, Teigwaren aus Riesa. Als Deko-Elemente werden FDJ-Wimpel und DDR-Wappen vorgeschlagen, es wird gebeten, Quizfragen vorzubereiten, zum Beispiel, in welche Richtung zeigte der Hammer im DDR-Emblem?

Michael grinst, für ihn ist es Spaß, seine Eltern meinen es vermutlich ernst. Sie sind noch in Trauer. Michaels Vater arbeitete vor dem Mauerfall bei der Zivilverteidigung, seine Mutter im Ministerium für Glas und Keramik. Ein Funktionärssohn, zwischen uns konnte es damals keine Freundschaft geben, zwischen uns lagen Schluchten. Meine Eltern wollten aus der DDR ausreisen.

Der familiäre Hintergrund bestimmte Freund und Feind, wem man vertrauen konnte und wem nicht. Vorsicht war das liebste Wort unserer Eltern. Es gibt fast niemanden aus meiner alten Klasse, der nicht wenigstens einmal mit der Staatssicherheit Kontakt hatte. Bei Henry und Robert klingelten sie an der Tür, um etwas über ihre Nachbarn zu erfahren; Beate durfte eine Zeit lang nicht telefonieren, weil ihre Nummer angeblich von einer Schleuserbande benutzt wurde. Anna beobachtete, wie oppositionelle Freunde ihrer Mutter durch einen anderen Hausflur verschwanden. Dirk turnte bei Dynamo und bekam zu verschiedenen Mahlzeiten verschiedenfarbige Pillen. Therese fürchtete noch nach dem Mauerfall, dass die Akten enthüllen könnten, ihr Vater, ein Kirchenmann, sei ein Inoffizieller Mitarbeiter gewesen.

Gemeinsam überlegten wir damals, wer der Informant in unserer Klasse war. Wir glaubten, einen müsse es geben. Die Stasi schien wie ein Schatten fortdauernd im Hintergrund zu wachen. Wir lebten weiter, über bestimmte Dinge kann man nicht ständig nachdenken, wenn man gesund bleiben will.

Als wir 1989 an die Carl-von-Ossietzky-Schule kamen, schienen Lehrer und Schüler von einer unsichtbaren Last niedergedrückt. Das Schulhaus wirkte düster, lange dunkle Gänge, kaum Fenster. Selbst Neonlampen

konnten es nie ganz erleuchten. Ein Jahr zuvor, 1988, hatten vier Schüler aus politischen Gründen die Schule verlassen müssen. Sie hatten an der Wandzeitung über die Streiksituation in Polen geschrieben und Unterschriften gegen eine NVA-Militärparade gesammelt. Im Westen war darüber berichtet worden, bei uns herrschte Stille. Einige aus meiner Klasse wussten davon, andere erfuhren es erst später. Es war eine Zeit des gegenseitigen Beäugens. Einerseits waren da die Funktionärskinder wie Carsten Krenz, andererseits bekannte Oppositionellen-Söhne und Töchter, zusammen in einem Gebäude, manchmal in gemeinsamen Klassen, als sollten sie aufeinander aufpassen. In dieser Atmosphäre wechselten unsere Verdächtigen ständig. Erst dachten wir an Dirk, den Turner, dessen Vater arbeitete schließlich im Ministerium des Inneren. Dann traf es den massigen Alexander St., weil der sich bei der FDJ-Kreisleitung engagierte, und natürlich Michael. Im Rückblick wirkt es fast surreal, wie sich 16-Jährige darüber Gedanken machen, wer von ihnen der Spion ist.

»Ja, sie haben mich damals gefragt«, sagt Michael heute. Er steht in seiner Küche brüht Kaffee, türkisch. Auf dem Tisch liegen Mentholzigaretten. Noch in der 10. Klasse haben sie bei ihm vorgetastet. Er habe abgelehnt, sagt Michael. Dafür hat er sich zu den Grenztruppen gemeldet. Hätte er geschossen? »Ja«, sagt er nach einer Pause. Warum? »Jeder Flüchtling wusste, welches Risiko er einging.« Als Anreiz gab es 50 Mark mehr Sold im Monat. Schweigen. »Als ich jetzt die Mauerschützenprozesse gesehen habe, dachte ich: Verdammt, das hättest du sein können.«

Ich bin still, schaue aus dem Fenster. Michael ist in einem anderen Land groß geworden als ich. Er hat nicht *Formel Eins* geschaut oder die *Tagesschau*, nicht für Madonna geschwärmt, keine Levis-Jeans getragen. Am Nachmittag sah er manchmal heimlich die amerikanische Serie *Ein Colt für alle Fälle*, um mitreden zu können. Sein Vater hatte schriftlich versichert, keine Westkontakte einzugehen, und Westfernsehen war verboten bis zuletzt. In Michaels Land liefen der *Schwarze Kanal* und *Medizin nach Noten*. Und Michael war immer in Funktion, erst als Agitator, dann als FDJ-Sekretär seiner Klasse in Lichtenberg. Dort gehörte er zur Mehrheit. »Ich kannte es nicht anders«, sagt er und fügt hinzu: »Wer wollte schon im stinkenden, faulenden Kapitalismus leben?« Er lacht kurz auf und klopft eine Zigarette aus der Packung vor ihm. Vor dem Fenster scheinen die renovierten Neubauten in der Sonne zu leuchten.

Michael war der Einzige seiner alten Klasse, der an die »Ossietzky« kam. Es war ein Schock. Er sagt: »Anna und du, ihr wart wie Außerirdische für mich.« Anna und ich redeten über Bücher, von denen er noch nie gehört hatte, die Autorennamen klangen fremd. Michael traf das erste Mal »Andersdenkende«. Er entschied sich zu schweigen, um nicht von sich erzählen zu müssen. Eines Abends, als die Situation in der DDR immer gespannter wurde und die Familie vorm Fernseher saß, sagte Michaels Mutter zu seinem Vater: »Du, schalt doch mal um.« Es war wie eine letzte Ansage: Leben umschalten. Michael lächelt, bläst den Rauch in die Luft, betrachtet die Tischplatte vor sich.

In der Zeit kurz vor dem Mauerfall herrschten Angst und Rebellion. Die ersten Flugblätter vom Neuen Forum, der neuen Opposition, erreichten die Schule, einige Schüler unterschrieben heimlich. Unser Direktor hatte erklärt, sie seien illegal, also verboten. Wir, die »11 eins«, wählten noch eine FDJ-Klassenvertretung. Der massige Alexander St. wollte unbedingt Vorsitzender werden, meine Freundin Anna stellte sich dagegen, wurde es schließlich und überredete mich zu meinem letzten Amt, Kulturfunktionärin. Meine Aufgabe bestand vor allem darin, Theaterkarten zu besorgen. 15 Jahre später erzählt unser Klassenlehrer Manfred Will, dass alles vorher feststand, die Lehrer die Ämter schon vergeben hatten. 1989 war die Unordnung schon zu mächtig, kleine Unregelmäßigkeiten fielen nicht mehr ins Gewicht.

Als die Mauer fiel, verschwanden manche gleich nach West-Berlin

Die Grenzen zur Tschechoslowakei wurden geschlossen, wir konnten nun in kein Land dieser Erde mehr reisen. Unser Staatsbürgerkundelehrer teilte die Welt weiter in materialistisch und idealistisch. Im Geschichtsunterricht lagen zwei dicke Bände *Geschichte der SED* vor uns, die wir bis zum Ende der 12. Klasse wahrscheinlich auswendig lernen sollten. In Geografie werteten wir die Entstehung der Faltengebirge

dialektisch. Die Schulwirklichkeit verabschiedete sich ins Absurde. Eine Ahnung vom baldigen Ende gab der 40. Geburtstag der Republik am 7. Oktober 1989. Wir standen an der Breiten Straße in Pankow und winkten Honecker und Gorbatschow mit Fähnchen zu. Neben mir stand Charlotte aus der Parallelklasse und schnitt langsam das DDR-Emblem aus der Fahne. Und es passierte nichts.

In der Nacht vom 7. zum 8. Oktober wurden meine Eltern verhaftet. Meine Mutter arbeitete als Psychologin in einem Krankenhaus, mein Stiefvater dichtete Texte, die in der DDR nie erschienen. Sie waren Mitglieder im Neuen Forum und wollten an jenem Abend zu einer Demonstration in der Gethsemane-Kirche. Kurz vor dem Ziel wurden sie festgenommen. Sie mussten eine Nacht lang stehen, durften nicht reden, nichts trinken, Mitgefangene wurden verprügelt. Es waren unheimliche Wochen, in denen niemand wusste, wie es weitergehen würde. Man konnte nicht mehr träumen, nichts mehr voraussehen, nichts planen. Es blieb nur Leere.

Die Jungen der Klasse wurden noch einmal zu einem Gespräch über ihre Armeezeit vorgeladen. Der Traum der Militärs war die Laufbahn des Berufssoldaten oder zumindest drei Jahre Dienstzeit für meine Mitschüler. Robert, der Arzt werden wollte, versicherte, er würde gern bei der Armee studieren, wenn sie ihm nur garantieren könnten, dass er dort auch Gynäkologe oder Kinderarzt lernen könnte. Er wusste, dass sie das nicht anboten. Matthias R., der sehr religiös war, und Dirk, der Turner, sagten, sie könnten nicht auf Menschen schießen. Stephan, der ewige Rebell, hatte sich einmal für drei Jahre verpflichtet, um auf die »Ossietzky« zu kommen, nahm das nun zurück und wurde als Lügner beschimpft. Am Ende entschieden sich die meisten für anderthalb Jahre. Nur Michael blieb den Grenztruppen treu.

An einen erinnern sich alle ehemaligen Mitschüler in jenen Tagen, an unseren Klassenlehrer Manfred Will. Er trug seine weißen Haare kurz, stand vor der Klasse, die Beine eingeknickt, den Oberkörper ein wenig eingesunken und machte sich Sorgen um uns. Dass wir nicht zu weit gingen mit unseren Fragen. Er war im Vorjahr der einzige Lehrer gewesen, der sich offen gegen den Ausschluss der Schüler ausgesprochen hatte. Er wusste, was passieren konnte. Trotzdem gab er uns lange, sehr komplizierte russische Perestrojka-Texte aus sowjetischen Zeitungen zum Übersetzen. Es ging um Stalin, Verbrechen, Lager. Wir konnten sie nur leider nicht lesen, unser Russisch war zu schlecht. Und er lehrte uns wichtige Dinge des Lebens: Corinna, die heute in England lebt, fragte ihn im Unterricht einmal nach dem Grund für seine Scheidung. »*Schisn nje lodkaja i ljudije rasnije*«, antwortete Herr Will. Dieser Satz brannte sich für immer in unser kollektives Gedächtnis: »Das Leben ist nicht einfach, und die Menschen sind verschieden.«

Die Nacht, die alles veränderte, verschlief die Klasse. Erst am Morgen des 10. November erfuhren die meisten, dass die Mauer gefallen war. Manche gingen noch zur Schule, andere verschwanden gleich nach West-Berlin. Einige telefonierten jede Pause mit der Polizei und fragten nach, ob die Grenze wirklich noch offen sei. Michael hatte den Mauerfall am Abend vor dem Fernseher verfolgt, in dem Augenblick, wo wir uns freuten oder in Ungläubigkeit verharreten, wusste Michael schon, es ist vorbei. Seine Eltern schlossen sich im Schlafzimmer ein, er hörte ihre aufgeregten Stimmen. Fortan schwieg Michael. Für die anderen begannen zwei Jahre der Anarchie. Und wir wurden erwachsen.

Wir spürten das erste Mal die angenehmen Seiten der Macht. Unser gefürchteter Staatsbürgerkundelehrer verschwand, er kam einfach nicht mehr. Unser Direktor versuchte, sich in der Aula für die Ausschlüsse zu rechtfertigen, wir buhten ihn aus, und er musste gehen. In Geschichte begannen wir noch einmal bei den Urmenschen, schafften es bis zum Ende der 12. Klasse aber nur bis ins Mittelalter. Die *Geschichte der SED* landete neben den Mülltonnen. Es gab nichts, was wir nicht fordern konnten.

Wir luden Bildungsminister Möllemann ein, verlangten weiter Ausbildungsbeihilfe, schafften den Unterricht am Sonntagnachmittag ab. Jeden Tag veränderte sich alles. Meine Mitschülerinnen Asja und Tabea, die immer in der hintersten Reihe zusammensaßen, trugen dicke Hefter mit ausgeschnittenen Zeitungsartikeln in die Schule, sie behielten für uns den Überblick. Anna wurde unsere Klassensprecherin, später vertrat sie auch die Schule, sie

war mit ihrem neuen politischen Amt so beschäftigt, dass sie nur noch selten im Unterricht vorbeischaute. In ihrer Berliner Wohnung findet Anna heute ein Schwarzweißfoto aus dieser Zeit: Sie sitzt neben mehreren alten Männern mit krausen Bärten am Runden Tisch von Pankow als Vertreterin der Jugend. »Die meiste Zeit habe ich gemalt«, sagt sie. Politik konnte schon damals ziemlich ermüdend sein. Beate, die heute auf dem Land wohnt, trat bei den Grünen ein; Matthias W., der immer sehr viel redete, gründete mit anderen die Jusos in Pankow. Helmut und Stephan klebten Plakate für die Allianz für Deutschland. Es war aufregend und verstörend zugleich. Wir sahen dabei zu, wie sich ein ganzes System vor unseren Augen auflöste. Anna sagt, sie habe damals ihr DDR-Sicherheitsgefühl verloren, für immer. Nun war alles möglich.

Im Klassenzimmer bildeten wir über die Holzbankreihen hinweg politische Bündnisse: für eine Vereinigung Deutschlands oder dagegen, für den dritten Weg, rechts, links oder konservativ. Anna und ich begannen zu streiten. Sie fand meinen völlig apolitischen Konsumrausch lästig, und mich nervte ihr bedeutungsschweres Gerede über eine andere DDR. Vereint kämpften wir gegen Stephan, der uns alle mit seiner neu entdeckten Liebe zu den Republikanern provozierte. Manche hörten auf, miteinander zu reden. »Wir waren es nicht gewohnt, auch andere Meinungen zuzulassen«, sagt Corinna, die Geologin, im Rückblick. Es gab nur Freund oder Feind. Und jeden Tag viele neue Nachrichten.

Der Regierungssitz in Wandlitz wurde im Fernsehen gezeigt, Stasi-Agenten wurden enttarnt, wir bezahlten in D-Mark, einige der ausgeschlossenen Schüler kehrten an die Schule zurück, Carsten Krenz war auf einmal ziemlich allein. Kamerateams wanderten durch die Flure und stellten uns immer die gleiche Frage: »Wie ist es gewesen?« Schon wenn sich das »Wie« im Mund unseres Gegenübers formte, lachten wir nur noch heftig auf. Was sollten wir erzählen? Ich beobachtete, wie meine Klassenkameraden sich bemühten, ihre Gefühle zu beschreiben, sie endeten meist mit dem Wort »Wahnsinn«. Es blieb keine Zeit zum Nachdenken. Unterricht gab es selten, wir waren entweder auf Demonstrationen oder in Berufsberatungen. In der Erinnerung schrumpfen die zwei Jahre zu ein paar atemlosen Wochen im Rausch.

Träume und Wünsche wurden überdacht und verworfen. Die erste Wahl und die deutsche Vereinigung machten uns zu Gegnern für kurze Zeit. Helmut feierte am 3. Oktober 1990 mit Sekt, und Anna hisste die DDR-Flagge am Leninplatz, obwohl sie die alte DDR gar nicht mehr mochte. Wir reisten noch gemeinsam nach Spanien, Lloret de Mar im Winter. Wir wohnten in grauen, leeren Hotelungetümen, in den Bodegas betranken sich einige von uns bis zur Besinnungslosigkeit. Auf dem Abiturball spielten wir Westen in Ballkleidern und Anzügen. Und der stille Henry rang sich endlich dazu durch, der stillen Lisa seine Liebe zu gestehen und sie das erste Mal zu küssen. Im Sommer 1991 gingen wir nach zwölf Klassen auseinander, mit einem Westabitur. Wir hatten keine Ahnung von diesem neuen Land, von dem, was es im Innersten zusammenhielt, wie seine Institutionen funktionierten, aber wir waren guter Laune. Unser erstes Klassentreffen sollte eine Beerdigung sein, aber das war schon zu einer anderen Zeit.

Im September 2004 fahre ich zu Helmut, der in meiner Erinnerung für das vereinte Deutschland schwärmte, nach Düsseldorf. Auch meine ehemaligen Mitschüler Therese und Matthias W. wohnen inzwischen im Westen. Sie ist Gymnasiallehrerin in Köln und er wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität in Stuttgart. 2,5 Millionen Ostdeutsche sind nach dem Mauerfall in den Westen gezogen, die meisten suchen Arbeit.

Am Telefon erzählte Helmut, dass er am 3. Oktober im vergangenen Jahr geheiratet habe und sein Sohn am 13. August geboren wurde. Ich treffe Helmut in der Filiale der Privatbank, für die er arbeitet. Er ist Prokurist im »Family-Office«, wie er sagt, zuständig für Kunden mit großen Familienvermögen. Flauschige rote Teppiche schlucken jedes Geräusch, abstrakte Kunst hängt an den Wänden. Helmut trägt einen dunklen Anzug, Krawatte und Schuhe, die glänzen wie Weihnachtskugeln. Seine Haare sind etwas grauer geworden. Wir setzen uns in einen Sitzungsraum. Helmut drückt den Rücken gerade, die Haltung muss weh tun. Und er lässt Pausen nach jedem Wort, als suche er nach dem besten Ausdruck. In der DDR wollte er Medizin studieren. »Vielleicht wäre ich dann heute Arzt mit einer tollen Plattenbauwohnung und wäre noch nie in der

Karibik oder in den Alpen gewesen.« Helmut war ein Anhänger Helmut Kohls, konservativ bis ins Mark. Am Tag des Mauerfalls ging er zur Schule wie immer. »Ich absolvierte meine Pflichten«, sagt er, und er fuhr erst danach in den Westen.

Zur Währungsunion machte er ein Praktikum bei der Bank. Geld in Säcken kann sehr überzeugend wirken. Es verhielt Sicherheit, Wohlstand, Karriere. Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass noch zwei Weitere aus der alten Klasse heute Banker sind: der massige Alexander St. bei der Berliner und die groß gewachsene Katrin bei der Deutschen Bank. Nach dem Abitur lernte Helmut bei der Deutschen Bank, studierte nebenbei Betriebswirtschaft, träumte davon, Filialleiter zu werden. Nur die Filialen veränderten sich plötzlich. »Die Zeit der Automatenfiliale ist nicht mehr weit«, sagt Helmut. Es klingt nicht gut. Eines Tages bekam er einen Anruf, am anderen Ende der Leitung fragte eine Stimme: »Können Sie sprechen?« Ein Headhunter. Sie suchten einen Mann für die Privatbank in Düsseldorf, Helmut's Freundin kommt aus dieser Stadt. Es ist gut gegangen für Helmut. Seine Mutter wohnt noch in Berlin, ihre Firma hat die Wende nicht überlebt. Sie pendelt von Umschulung zu Umschulung. Helmut redet nicht so gern darüber, sie hat es nicht geschafft.

In der Küche hängt ein Poster des ersten DDR-Kosmonauten im All

Ein ehemaliger Mitschüler nennt ihn jetzt »Kapitalistenschwein«. Helmut senkt den Kopf, fassungslos. Er ist politisch nicht mehr aktiv, er findet: »Freiheit wird im Allgemeinen überschätzt.« Es dauert ihm zu lange, bis Entscheidungen getroffen werden, und ihn stört, dass niemand mehr für etwas verantwortlich sein will. Dann sagt er einen Satz, den ich immer wieder in verschiedenen Variationen höre: »Weder der Sozialismus noch die Demokratie westlicher Prägung sind optimal.« Ich schweige, von Helmut hätte ich diese Worte nicht erwartet. Etwas muss in den vergangenen 15 Jahren geschehen sein. Keiner meiner ehemaligen Mitschüler ist noch Mitglied einer Partei oder in anderen politischen Organisationen engagiert. Unsere alten Klassen-Kämpfe sind vergangen. Anna und ich haben uns schon lange wieder vertragen, Stephan lächelt heute über seine damalige Radikalität. Andere Dinge waren wichtig in den Jahren nach dem Abitur: Studium, Beruf, Geld, Reisen. Auf die kurze politische Euphorie folgte der resignierte Rückzug ins Private.

Es ist bekannt, dass viele der heute 30-Jährigen im Westen Deutschlands politikverdrossen sind. Die Zweifel, ob gesellschaftliche Institutionen überhaupt zu reformieren sind, zukunftsfähig gemacht werden können, sind bei den Ostdeutschen jedoch weitaus stärker. Nicht einer meiner ehemaligen Mitschüler will sich völlig mit dem neuen System identifizieren. Es hat allerdings auch keiner eine Idee für eine Alternative.

Mit Misstrauen betrachten wir alle Überzeugungen, Parteien und Ideologien. Die Furcht vor Vereinnahmung ist groß. »Ich kann kein Vertrauen aufbringen«, sagt mein Mitschüler Henry, und Therese aus Köln mag nicht alles im neuen Deutschland ernst nehmen. »Warum sollte dieses System nicht auch kollabieren?«, fragt sie. Dass ein ganzes System mitsamt seinen ungeliebten Repräsentanten und Produkten verschwinden kann, ist eine Erfahrung, die uns von Altersgenossen im Westen trennt. Wir haben unseren Eltern dabei zugeschaut, wie sie um einen Neuanfang rangen. Wir können die Orte der Kindheit nicht mehr finden, es ist alles anders. Wir haben einmal ein Regime untergehen sehen, vielleicht kann man danach nie wieder wirklich glauben.

Ich bin unterwegs zu Stephan. Er wohnt in Berlin-Prenzlauer Berg, in einer WG. Er hat damals zusammen mit Helmut Plakate für die Einheit Deutschlands geklebt. In Stephans Küche hängt ein Poster von Sigmund Jähn, dem ersten Kosmonauten der DDR im Weltall. Im Wohnzimmer stehen Möbel aus den Siebzigern. An Stephan erinnern sich alle, weil er sich am radikalsten verändert hat. Im Herbst 1989 trug er Stonewashed-Jeans und wollte bei der ersten Wahl für die Republikaner stimmen, aber eigentlich wollte er jeden Tag etwas anderes. Hauptsache, genügend Menschen bekamen es mit.

Überall unendliche Freiheit, was sollten sie damit anfangen?

Stephan ist sehr schmal, er trägt eine Brille, und die Haare sind lichter geworden. An seine flüchtige Liebe zu den Republikanern mag er sich nicht mehr erinnern. Damals träumte er davon, Geschichte zu unterrichten, aber als er in der 11. Klasse die Bände *Geschichte der SED* erblickte, dachte er um. Nach dem Abitur strandete er in der Orientierungslosigkeit und schrieb sich zusammen mit Dirk, dem Turner, dem stillen Henry und Matthias W. an der Technischen Universität für Bauingenieurwesen in Berlin ein. Nur Matthias W., der heute in Stuttgart lebt, hat den Abschluss geschafft, die drei anderen sind im Massenbetrieb gescheitert.

Die ersten Unistreiks Anfang der neunziger Jahre haben sie noch mitgekämpft. Es wurde viel geredet, viel geraucht, und verändert hat sich fast nichts. Niemand fragte nach ihnen, und es schien völlig egal, ob sie die Vorlesungen besuchten oder nicht. Überall unendliche Freiheit, was nur sollten sie damit anfangen? Stephan reiste bis nach Feuerland, Dirk experimentierte mit verschiedenen Drogen, und Henry pflegte seine Liebe zu Lisa. Ein paar Jahre später wechselten Dirk und Henry an die Fachhochschule. Stephan blieb. »Ich wusste nicht, was ich sonst machen sollte«, sagt er heute. Seine Hände zerteilen die Luft hektisch in kleine Vierecke, er redet noch immer sehr schnell.

Einmal dachte er sogar darüber nach, in die SPD einzutreten, entschied sich dann doch dagegen. Das Gefühl des Stillstandes war zu mächtig. »Deutschland kommt mir vor wie ein ICE, der mit kleinem Elektromotor fährt«, sagt er und fröstelt, es ist kalt in seiner Küche. Stephan hat nach zehn Jahren kurz vor seinem Diplom das Studium abgebrochen und eine Ausbildung zum Fotografen an der Lette-Schule in Berlin begonnen. Er geht kellnern, um sie zu finanzieren, und hat ein schlechtes Gewissen, wenn er am Tag nicht wenigstens ein Bild gemacht hat.

Ich erzähle Stephan von dem geplanten Klassentreffen. Er grinst: »Davor bin ich immer aufgeregt. Da werden so viele Fragen gestellt.« Ich frage ihn, ob er sich noch an Michael erinnern kann? Ja. Einmal musste Stephan in Biologie einen Vortrag über biochemische Waffen halten. Er schloss mit den Worten, die DDR besitze übrigens auch welche. Ein Skandal. Stephans Vater wurde in seinem Betrieb von dem zuständigen Zivilverteidigungsmann gestellt, der hatte es von Michaels Vater. Stephan musste bereuen, sonst ist nichts weiter passiert. Wahrscheinlich hatte Michael nur beim Abendbrot etwas zu ausführlich von der Schule erzählt.

Beim Klassentreffen im Oktober 2004 hat Michael diese Geschichte vergessen. Stephan hebt die Schultern. Im Rückblick kann niemand sagen, ob es Absicht war oder ein Versehen. Wir waren fast noch Kinder. Trotzdem ist da auch dieses andere Gefühl. Es ist sehr intensiv, eine Mischung aus Wut, Furcht und Misstrauen. Wer weiß, was wäre, wenn es die DDR noch gäbe und wir uns heute begegnen würden. Kein schöner Gedanke. Michael steht vor unseren alten Schule und ist der Einzige, der einen Schlips trägt. In der Hand hält er einen Briefumschlag und zeigt den anderen Fotos von der neuen russischen Freundin und von der Hochzeit mit der Geschiedenen. »Na, wenn du sie schon zeigen kannst, ist es ja nicht mehr so schlimm«, sagt einer. Michael lächelt. Er ist der Einzige, der schon auf eine Ehe zurückblickt. Wir sind Anfang 30, und die meisten von uns sind nicht verheiratet.

Wir laufen durch die Straßen von Pankow, vorbei an der ehemaligen FDJ-Kreisleitung, wo Anna und ich damals aus der FDJ austraten. Der Funktionär hatte nur auf die vollen Papiersäcke gezeigt, bis zum Rand gefüllt mit abgelegten FDJ-Ausweisen. »Werft sie da hinein«, hatte er gesagt und uns den Rücken zugewandt. Gleich neben der ehemaligen Kreisleitung ist heute ein griechisches Restaurant. Michael bestellt Campari-Orange. Auch er wollte wie Stephan vor dem Mauerfall Lehrer werden. Danach schien ihm dieser Beruf zu unsicher, Arbeitslosigkeit drohte. Er hat seinen Eltern beim Absturz zugeschaut. Die Mutter verliert sich in ABM-Maßnahmen, der Vater räumt bei Kaufland die Regale. Sie waren keine Hilfe mehr. Michael flüchtete in die Sicherheit einer Krankenkasse, wurde Sachbearbeiter bei der Barmer. »Es ist ein bisschen wie im Sozialismus dort«, sagt er. Er entscheidet nun, ob einem Antragssteller Zahnersatz zusteht oder nicht. Michael ist froh, dass die Mauer gefallen ist. »Die Welt ist größer geworden, sonst würden wir noch immer in diesem öden Nest Ost-Berlin wohnen.«

Erinnerungen an Cola-Wodka und die Ferien in Ungarn

Nicht alle sind zum Klassentreffen erschienen. Es ist nicht tragisch, wir können sie besuchen, wenn wir wollen. Nur bei einer ist es anders, Tabea. Wenn ich die anderen nach ihr frage, ist da immer dieses kurze Zögern, ein kurzes inneres Beben. Meist saß sie neben Asja und kommentierte von dort das Klassengeschehen mit witzigen, oft sehr treffenden Worten. Sie hatte wilde, toupierte Haare, die sie zu einem Zopf zusammenband. Nach dem Abitur wollte sie Sozialwissenschaften studieren.

Am 23. Januar 1992 hatte Corinna, die heute in Oxford lebt, Geburtstag. Sie lud ein paar Freunde ein und aus der Klasse: Stephan, Asja, Henry, Robert und Tabea. Alles lief gut bis zum Abschied. Acht Gäste stiegen in den Fahrstuhl des Neubaublocks. Sie hatten ein wenig getrunken, kicherten gut gelaunt. Die Jungen begannen auf und ab zu hüpfen, und der Fahrstuhl blieb zwischen der achten und neunten Etage stecken. Tabea, die sich immer mit allem auskannte, wusste, wie man die Tür entriegelte. Sie zog sie auf, hockte sich hin, drückte sich durch den Spalt und sprang hinaus ins Treppenhaus. Sie hat es nicht geschafft, Tabea fiel in den Schacht. Es ging so schnell, dass die anderen Minuten brauchten, um zu bemerken, dass Tabea etwas passiert sein musste. Sie standen stumm aneinander gedrängt und hörten Tabea leise stöhnen. Sie ist an jenem Tag gestorben.

Asja, ihre beste Freundin, litt zwei Jahre lang unter diesem Verlust, konnte nichts mehr essen. »Vielleicht hätten wir uns heute gar nichts mehr zu sagen, aber für mich ist Tabea immer 18 geblieben«, sagt sie. Inzwischen hat sie zwei Kinder, arbeitet beim Sozialamt in Berlin und zahlt Sozialhilfe an libanesischen Großfamilien, wie sie sagt. Sie klingt illusionslos. Es gibt keine Lüge, die ihr noch nicht erzählt wurde. Asja weiß immer, wie es um Deutschland steht: Sie sieht es an der Anzahl der Wartenden in ihrem Vorzimmer. Schon seit ein paar Jahren ist bei ihr jeden Tag Krise. Immer mehr Akten, neue Richtlinien. Immer öfter wird sie bedroht, abgelehnte Sozialhilfeempfänger warnen: »Warte, ich kriege dich draußen.« Sie sitzt ihnen gegenüber als Beamtin auf Lebenszeit, kein gutes Gefühl. Im Augenblick ist sie im Baby-Urlaub, in Sicherheit. Denn besser wird es nicht, ihre Kollegen warten auf die neue Software für Hartz IV.

In diesem Augenblick lächelt Asja in Richtung von Matthias R. Sie weiß, er betreut Hartz IV auf der anderen Seite, computertechnisch. Matthias R. ist Wirtschaftsinformatiker bei T-Systems. Er lächelt zurück. »Das wird«, sagt er. »Keine Software ist am Anfang fehlerfrei.« Hartz IV – meine Mitschüler grinsen müde. Es gibt nur wenige Festangestellte unter uns, lebenslange Jobs sind selten. Es scheint sie auch niemand mehr zu erwarten. Die meisten arbeiten mit Verträgen auf Zeit oder ganz unabhängig wie Anna, die freie Journalistin ist. Wenn ich meine alten Mitschüler so betrachte, sehe ich die dunklen Schatten unter ihren Augen. Sie arbeiten viel. Der Existenzdruck ist größer geworden. Aber den meisten geht es gut. »Unser Jahrgang ist der Jahrgang der Sieger«, sagt Matthias R. Wir kennen beide Systeme, haben fast die Hälfte unseres Lebens im Osten und die andere im Westen verbracht. Wir sind gut ausgebildete Zwitter. Wir, die Glückskinder der Einheit.

Beate ist am Tisch ziemlich still geblieben. Sie trägt eine Brille, ihre Haare stecken in einem losen Zopf, ihre Bewegungen scheinen verlangsamt, als würde sie jedes Mal nachdenken, bevor sie sich rührt. Die anderen reden laut durcheinander, bestellen um, kichern laut. Beate wirkt daneben wie aus der Zeit gefallen. Ich muss daran denken, wie ich sie in diesem September in ihrem Dorf in der Nähe von Prenzlau besucht habe. Wir saßen vor ihrem Häuschen in der Sonne, sie kochte selbst angebaute Kartoffeln und Gemüse aus ihrem Garten. Im Sommer läuft sie barfuß, im Dorf nennen sie Beate nur »die Grüne.«

Sie hatte erzählt, wie seltsam ihr die Welt der Warenhäuser vorkomme, wie sehr sie die Auswahl zwischen 30 Jogurtsorten überfordere. »Ich will nur einen«, hatte sie gesagt. Es sah nicht aus, als würde sie viel brauchen, in ihrem Bad befand sich noch ein alter Ostfön. Beate hat keinen Fernseher, kein Handy, und auch das Internet benutzt sie nur in Notfällen. Sie hatte mich angesehen und gesagt: »Hör mal, wie die Kraniche rufen.« Die Situation hatte etwas Unwirkliches. In Wirklichkeit beobachtet sie, wie aus ihrem Dorf die Jungen verschwinden, es wird viel getrunken. In der Region hat die DVU fast sieben Prozent erreicht. Dieses Jahr

wurde an ihrer freien Schule nur ein Mädchen für die erste Klasse angemeldet. Und als Lehrerin bemerkt sie, wie sich die Kinder verändern. Sie wollen, dass man ihnen sagt, was sie machen sollen. Das ist nicht in Beates Sinn. »Ich führe ein Leben wie eine Oma«, hatte sie mir zum Abschied gesagt. Ein paar Wochen später fragt Stephan sie beim Klassentreffen nach ihrer E-Mail-Adresse. Beate neigt den Kopf, da müsse sie erst einen bestimmten Stecker ziehen, das sei viel zu umständlich. Stephan betrachtet sie ungläubig, grinst: »Geh mal online Beate.«

Ich beobachte meine ehemaligen Mitschüler am Tisch. Äußerlich haben sie sich wenig verändert. Wenn wir zusammen sind, scheinen wir unsere alten Rollen zu spielen. Michael ist wieder sehr still, Henry und Lisa auch; Anna und Stephan reden unaufhörlich. Mir fällt auf, wie viel wir über Fonds, Versicherungen und Steuern sprechen. Was sagt das über uns und 15 Jahre Deutschland? Diese Klasse ist nicht repräsentativ. Wir haben fast alle studiert, kommen zum Großteil aus gut situierten Elternhäusern und leben in der Stadt. Wir haben bis auf eine alle Arbeit. Wir sind flexibel, mobil, agil. Wir sind längst im Westen angekommen, aber niemand fühlt sich darin vollkommen zu Hause.

Uns verbindet ein diffuses Ostgefühl einer gemeinsam geteilten Vergangenheit: Erinnerungen an Cola-Wodka in dunklen Clubs, Wehrkunde, Ferien in Ungarn. Wir sind sehr verschieden, und wir wissen, wie wir uns in einer Diktatur verhalten haben. Keiner von uns sehnt sich nach der DDR, wir sind glücklich, dass sie verschwunden ist. Manchmal kommt uns der Westen satt und sorglos vor, obwohl auch das nicht mehr stimmt. Eine gewisse Fremdheit wird bleiben. Wir haben gesehen, dass nichts sicher und für immer ist. Aber es gibt Träume: Beate wünscht sich ein altes Haus auf freiem Feld; Anna will Klavier spielen können. Matthias R. sehnt sich nach einer Frau; Lisa und Henry bekommen bald ein gemeinsames Kind; Stephan will eine Fotozeitschrift herausgeben. Asja hofft, dass ihr Freund bald wieder Arbeit findet; Dirk träumt von der eigenen Werbeagentur. Helmut wünscht sich, in seiner Bank mehr selbst entscheiden zu können. Katrin freut sich auf ihre Hochzeit im nächsten Jahr. Michael will einmal mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Wladiwostok. Ich träume von einer langen Reise um die Welt. Und der massige Alexander St. wünscht sich, wie manche Kunden seiner Bank ein Jahr auszusetzen und zu segeln. Für ihn wird das wahrscheinlich schwierig. Er wird gerade gebraucht.

Am Ende des Klassentreffens rücken wir näher an Alexander St. heran und lassen uns beraten. Er hat auch eine Ausbildung als Versicherungskaufmann. Wir machen uns ziemliche Sorgen um unsere Rente.